

Lorenz Wachinger

Der andere Guardini

|| Autobiographisches, Tagebücher, Briefe

Die Briefmarke zum 100. Geburtstag Romano Guardinis 1985 charakterisiert ihn mit hellem Olivgrün, über dem Professorentalar der feine Kopf im Halbprofil, der Blick hinter der schweren Brille skeptisch, beinahe schelmisch, mit einer Wendung wie im Weggehen. „Wer war Romano Guardini?“, fragte Eugen Biser in dieser Zeitschrift nach dem „weithin zur Kultfigur“ stilisierten berühmten Autor¹.

Man meint Guardini zu kennen; aber die „Kultfigur“ lebt nicht; Guardinis Tagebücher „Wahrheit des Denkens – Wahrheit des Tuns“ (1980) und die „Berichte über mein Leben“ (1984) sowie seine erst jetzt editierten Briefe an Josef Weiger² liefern die Schatten, die im Porträt nicht fehlen können: das andere, sogar Fremde. Guardinis Präsenz wird als eine sich entziehende deutlicher; die weniger bekannten Bücher wollen beachtet sein. Er hat in Vorlesungen, Predigten, Gesprächen, Briefen viele angerührt – vielleicht durch die pulsierende Spannung seiner inneren Gegensätze.

„Unter Wasser“ – Freundschaft, Mystik, Kunst

In der schlimmen Zeit der letzten Kriegsjahre, vor seinem 60. Geburtstag, entschließt sich Guardini zu „Autobiographischen Aufzeichnungen“³, die sein Bild verändern; wir sehen ihn vollständiger. 1939 aus seiner Professur in Berlin von den Nazis entlassen, war er zu seinem Freund aus Studienzeiten, Josef Weiger, Pfarrer in Mooshausen im Allgäu, gezogen. Er hatte Zeit, auf sein Leben zurückzuschauen.

1885 in Verona geboren, bringen seine Eltern den Einjährigen nach Mainz, wo noch drei Brüder kommen. Die Erziehung findet er streng, „altmodisch“, italienisch-großbürgerlich: „Etwas aber hat mir das verruchte 19. Jahrhundert vorenthalten: den Leib. Das heißt aber für mich: Mich“ (Briefe 91, 13. 7. 1924). Zuhause spricht man italienisch; der Vater, Lebensmittelgroßhändler, redet nicht viel, lebt in seiner Arbeit, er sei „furchtbar einsam“ gewesen; die Mutter wird nicht heimisch in Mainz, sie lehnt „das deutsche Wesen“ ab, lebt isoliert in Haus und Familie. Der junge Romano wächst mit der Schule ins Deutsche hinein, aber er fühlt sich dort fremd, alleingelassen, hat Angst; er ist nicht daheim als Italiener im deutschen Kaiserreich: bis in sein 18. Jahr sei sein Leben wie „unter Wasser“ gewesen. Er schreibt:

„In meiner Kindheit und Jugend muß ich eine Art Traumleben geführt haben, aus dem mir nur sehr wenig in Erinnerung geblieben ist“ (Berichte 60).

Nach dem Abitur studiert er ziel- und lustlos zwei Semester Chemie in Tübingen, vom Trauma dieser ersten Semester schreibt er noch 1954⁴; danach ein Semester Nationalökonomie in München, ein weiteres in Berlin, das ihn ebensowenig interessiert. Aber dort wächst in ihm der Entschluß, Theologie zu studieren und Priester zu werden; sein Leben beginnt sich zu lichten.

In seinem Münchener Semester 1905 kommt ihm sein Kinderglaube abhanden, der von der Mutter italienisch geformt, von Ängsten und Skrupeln, Autorität und Gehorsam mühsam gehalten war. In Gesprächen mit dem Schulfreund Karl Neundörfer, mit dem Ehepaar Schleußner in Mainz, schließlich in einem starken Bekehrungs- oder Erweckungserlebnis wird ihm klar, daß man sich hergeben muß, statt sich ängstlich festzuhalten, nach dem Wort aus dem Evangelium (Mt 10, 39)⁵. Damit ist das seelisch Lösende, Befreiende da, der „Achsenpunkt seines geistigen Lebens“ ist gefunden. 1906 kommt in Beuron das Erleben der Komplet und der anderen Stundengebete hinzu – nicht umsonst wird die Liturgie zum Kristallisationskern seiner frühesten Schriften: Das Religiöse zeigt sich als anschauliche Gestalt.

In Freiburg, dann in Tübingen, wo er sich jetzt wohl fühlt und Freunde fürs Leben findet, studiert er Theologie, wird 1910 in Mainz zum Priester geweiht, promoviert 1915 in Freiburg, habilitiert sich 1922 in Bonn für systematische Theologie; 1923 folgt dann – er ist schon bekannt durch seine frühen Schriften – der Ruf auf den neugeschaffenen Lehrstuhl für „Religionsphilosophie und katholische Weltanschauung“ in Berlin.

An der psychischen Entwicklung des jungen Guardini fällt das Gespaltensein zwischen seiner italienischen und deutschen Zugehörigkeit auf. 1911 wird er, auch aus beruflichen Gründen, die deutsche Staatsbürgerschaft annehmen – gegen den Widerstand seiner Familie – und in Deutschland bleiben. Das Verhältnis zur Mutter scheint schwierig zu sein, der Vater stirbt schon 1919. Guardini findet sich „grenzenlos schüchtern“; zur Angst kommt Depressivität, vermutlich ererbt, bis hin zu Suizid-Gedanken; es scheinen religiöse Zwänge dagewesen zu sein, vor allem erhebliche Skrupulosität (Berichte 61). Mit dem Eintritt ins Priesterseminar Mainz, unter dem Druck der Vorgesetzten, verschärft sich alles zu einem Magenleiden, das ihn zu einem eingeschränkten Leben zwingt – zusammen mit der oft beklagten Selbstunsicherheit, den „Nervenbeschwerden“ und der Neigung zu Kopfweg, ein Bündel an psychosomatischer Belastung. In den 20er Jahren kommt Asthma hinzu, 1955 die äußerst schmerzhafteste Trigeminus-Neuralgie⁶.

Man darf auf innere Spannungen und unbewußte Konflikte schließen, er steht unter Strom: das Zerrissene der vielen Umzüge in Berlin, die Rastlosigkeit und Unruhe, dabei Sehnsucht nach Geborgenheit und Heimat; Angst und Unsicherheit sind von Anlehnungsbedürfnis aufgefangen; Drang des künstlerischen Ausdrucks, der sich im Religiösen befreit.

Nach dieser eher kalten Kinder- und Jugendzeit vermittelt die Berührung durch Mystik eine „warme Strömung“, zuerst durch das Ehepaar Schleußner in Mainz. Guardini nennt die beiden seine „geistigen Eltern“; er verkehrt in diesem Kreis, vertraut Josephine Schleußner vieles an. Zur Primiz schenkt sie ihm das französische „Geistliche Tagebuch“ der Lucie Christine (1844–1908), das Guardini viel bedeutet und mit dessen Übersetzung er sich zehn Jahre lang müht⁷. Durch dieses Buch muß ihm Wesentliches über ein intensives geistliches Leben in der modernen Gesellschaft aufgegangen sein.

Lucie Christines „Botschaft“ mutet fast fremd an: Sie erlebt die Wirklichkeit Gottes sehr nah, erschütternd und beseligend; sie deutet die Faszination durch die Schau des Dreieinigen Gottes auf vielen Seiten an, auch die mystische Vereinigung und Versenkung im „passiven Gebet“; sie betont oft die „Einfachheit Gottes“ im Glauben. Das wird für Guardini wichtig⁸; auch in der Einführung zu Jean-Pierre de Caussades SJ „Ewigkeit im Augenblick“ (1940) hebt er, neben der Hingabe an die göttliche Vorsehung, die Einfachheit als Grundzug des religiösen Lebens hervor; er sucht eine Mystik für heute und im Alltag. Er empfindet die Möglichkeit der „Schau“, der Vision und der Schönheit, ja, er ahnt die Ekstase; das wird ihn später befähigen, Dantes „Paradiso“ zu verstehen.

In dieser Atmosphäre hat Guardini seine wichtigen Anfänge gelebt. Er hat erfahren, daß eine „vormoderne“ Frömmigkeit möglich ist; noch das „Gespräch vom Reichtum Christi“ (1920) atmet die Mystik der Lucie Christine. In seinem späteren Leben spielt sie, verborgen und fast unkenntlich, eine bedeutende Rolle; die „Berichte über mein Leben“, die Tagebücher und überhaupt seine Frömmigkeit belegen es, wie Dietlind Langner in ihrer Dissertation „Schauen im Glauben“⁹ herausarbeitet. Diese frühe mystische Berührung scheint sich mit den Jahren geklärt zu haben zum Ideal einer „klassischen Mystik“; auch wird ihn die mystische Welle um 1920 mißtrauisch gemacht haben.

In den Briefen an Josef Weiger ist von Anfang an viel von Kunst die Rede: von den Kunstwart-Blättern, von passenden Rahmen für die Bilder, auch von dem Photoapparat, den Guardini seit 1913 (oder früher) besitzt. Gebhard Fugel spielt eine Rolle, gemäß dem katechetischen Interesse, aber auch Karl Caspar und sogar Emil Nolde, während er sich von der Beuroner Kunst allmählich abwendet. Das Brahms-Requiem oder Richard Wagners „Parsifal“ erlebt er enthusiastisch. Er liest viel: Goethe und die Romantiker, vor allem aber, was verwundert, Wilhelm Raabe, der 1910 stirbt.

Ohne den künstlerischen Einschlag in seinem Wesen, der von der Theologie nicht leicht wahrgenommen wird, ist Guardini nicht zu verstehen. Schon von Lucie Christine her weiß er, daß Schönheit „ein Letztes“ ist, und er schreibt es noch 1947 in dem Tübinger Vortrag „Über das Wesen des Kunstwerks“. Wahrheit und das Gute voraussetzend, ist ihm Schönheit die unüberholbare Offenbarung Gottes – wie in Dantes „Paradiso“: Die Sehnsucht nach der Schau Gottes ist das Äußerste. Guar-

dini erscheint, wo er sich über Kunst äußert, oft in kleineren Gelegenheitsschriften oder Briefen, frischer und unmittelbarer als in den gewichtigen Büchern¹⁰.

Die Newman-Übersetzerin Maria Knoepfler (1881–1927) trifft Guardini 1913 zum ersten Mal; von 1917 an wird er ihr oft in Weigers Pfarrhaus in Mooshausen begegnen, sie wird ihm eine Freundin; er bekennt, von ihr viel über den Glauben gelernt zu haben, einen „tragischen Glauben“ mit einem Zug ins Große, mit viel Sehnsucht nach dem Absoluten und der Schönheit, und mit viel Fühlung für die Schatten der Schöpfung, etwa für das Leiden der Tiere, denn der „dunkle Strom der Schwermut“ sei durch ihr Leben gegangen. Guardinis Gedenk-Aufsatz für sie, 1930 in der katholischen Zweimonatszeitschrift „Die Schildgenossen“, wirkt ungewöhnlich warm und persönlich¹¹; die Rolle seiner persönlichen Beziehungen, auch zu Frauen, sollte nicht unterschlagen werden.

Karl Neundörfer ist mit Guardini seit seinem siebten Lebensjahr verbunden, „seit 1905 sind wir mit vollem Bewußtsein unseren Weg gemeinsam gegangen, und wir wußten nicht anders, als daß es so weiter geschehen werde“, schreibt er in dem Nachruf in „Die Schildgenossen“ (1926), zehn Tage, nachdem der Freund im Fextal abgestürzt war. Er hat diesen frühen Tod nie verwunden; es gehört zu dem schmerzhaft Verschwiegenen in seinem Leben. Zu dritt waren sie, mit Josef Weiger, als Oblaten dem Kloster Beuron verbunden¹².

Die Schwermut – die Kirche

Guardinis Gestalt – nicht die entrückte Ikone der 50er Jahre – verdeckt zerreißende Spannungen; er verschweigt vieles, trägt es körperlich aus. Das Lebensgefühl der Schwermut, der Melancholie, der Trauer (Tgb. 5. 7. u. 25.12.1953) liegt allem zugrunde – wie immer man nennen will, was heute kurz, oft zu kurz, Depressivität heißt. Er findet die Schwermut auch bei Blaise Pascal, Friedrich Hölderlin, Eduard Mörike; Rainer Maria Rilke nennt sie in seiner achten Duineser Elegie.

Die „Briefe vom Comer See“ (1927), Josef Weiger gewidmet und an ihn gerichtet, sind ein erster Beleg dafür. Von 1923 an nach und nach in den „Schildgenossen“ erschienen, sind sie „Zeugnisse eines Wegs ... zwischen den Zeiten, ... vor allem aber nicht im Sinne eines Zurück“ – er weiß, daß der Weg weiter geht. Er setzt sich mit dem Neuen auseinander, mit „der Maschine“, klagt um das Verlorene. Denn Italien – der Norden habe sich bereits an das Neue gewöhnt – ist nicht mehr, was es in seiner Jugend war; viel Schönes verschwindet. Er trauert über das Vergehen der Kulturen, die Änderung aller Verhältnisse, spürt das Sterben alles Lebendigen, letzten Endes das unablässige Verrinnen der Zeit, die Vergänglichkeit.

Früh begegnet ihm der schwermütige Søren Kierkegaard, der in Guardinis Jugendjahren literarisch entdeckt wird und viele – unter ihnen Theodor Haecker, Erich Przywara SJ, Martin Buber und andere – fasziniert. Eine Vorlesung und ein

Seminar 1926 an der Universität Berlin markieren schon ein Gegengewicht zu Liturgie und Kirche, „der Einzelne“ taucht auf. In dem Hochland-Aufsatz „Der Ausgangspunkt der Denkbewegung Søren Kierkegaards“ (1927) sucht er die „innerste menschliche Spannung“, den „Ursprungspunkt jenes geistigen Vorgangs, der sein Werk trägt“; das „Angestrengte“ im Begriff des Geistigen und Personalen fällt ihm auf. Vor allem der kleine, sehr persönliche Essay „Vom Sinn der Schwermut“, 1928 in den „Schildgenossen“ zuerst publiziert, spricht in ungewöhnlich beteiligtem Ton, lebendig und farbig wie selten über diese „Wunde der Existenz“, und noch die späte Arbeit „Die Annahme seiner selbst“ (1953) artikuliert ein genuines Kierkegaard-Thema¹³.

Von Kierkegaard sieht Guardini einen Weg zu Sokrates und einen anderen zu Friedrich Nietzsche, den er als „Antipoden“ Kierkegaards versteht und in seinen Arbeiten ständig gegenwärtig hat. Er ringt mit Nietzsche sein Leben lang, erwähnt ihn oft in den Büchern über Fjodor M. Dostojewskij, Pascal, Hölderlin, Rilke, er wird nicht fertig mit ihm. Im Wintersemester 1931/32 kündigt er eine Vorlesung an: „Endlichkeit und Ewigkeit (Versuch einer Interpretation von Nietzsches Zarathustra)“, ein 25seitiges Typoskript davon liegt in der Bayerischen Staatsbibliothek; es behandelt die leitenden Begriffe Leib, Geist, Seele, darin aber Gesundheit, Krankheit, Instinkt: „Nietzsche denkt mit seiner Existenz, die erschüttert ist von den Daseinsproblemen“; jeder Begriff „mit dem Herzen gedacht aus einem glühenden Innern“ kommend; „ein Wissen um Letztes, das nur der Gefährdete hat“. Das Kapitel wirkt unfertig, wie eine Materialsammlung. In seinem Nachwort zu „Madeleine Sémer. Eine Mystikerin unserer Tage“ (1929) geht er ausdrücklich und ausführlich auf ihre Begegnung mit Nietzsche ein und diskutiert seine „Anklage gegen das Christentum“ leidenschaftlich, keineswegs nur verwerfend. Zwei Briefe an Weiger vom Herbst 1931 sprechen über Nietzsche und die vom 14. Jahrhundert an „sich vorbereitende Auflehnung gegen die christliche Gottesvorstellung“, die nicht einfach „Unglaube“ sei (Briefe 143f.).

In diesen Kontext, zwischen Kierkegaards „Einzelnem“ und Nietzsches „Antichrist“, gehören Guardinis hymnisch begeisterte Vorträge über den religiösen, also nicht den kanonistischen, Sinn der Kirche¹⁴. Der berühmte Satz: „Ein Vorgang von unabsehbarer Tragweite hat eingesetzt: Die Kirche erwacht in den Seelen“ hat einen Vorläufer in Franz Marc, bei dem der Satz 1911 noch heißt: „Die Mystik erwachte in den Seelen“; die Wendung von der Mystik zur Kirche ist beträchtlich – und doch für Guardini auch wieder nicht; denn er hat durchaus das Mystische an der Kirche im Blick.

Schon 1916 hat er den Aufsatz „Der religiöse Gehorsam“ als kleinen „Versuch“ geschrieben¹⁵. Er knüpft an sein „Bekehrungserlebnis“ an: Es ging um Hingabe an Gott, darin aber um das Hinauskommen über sich selbst und Anerkennen eines Du, um den „Elementarakt der Religion“, den er als „Gehorsam“, und zwar als religiösen, charakterisiert. Der aber soll nicht in Selbsttäuschung verschwimmen, sondern

er wird vor der Kirche als äußerer Instanz realisiert, in der er ein Stück Wirklichkeit erlebt – die Formel „Stoß der Wirklichkeit“ gebraucht er in diesen Jahren mehrmals. „Gehorsam“ (wie schon der nächste „Versuch“ zeigt), gegen das Kantische Ideal der Autonomie und gegen die „Freideutschen“ gerichtet, ist als Kampf-Begriff zu verstehen.

Die Kirche tritt Guardini in der lebendigen, fast pneumatisch, kontemplativ verstandenen Liturgie und der Jugendbewegung entgegen¹⁶. Das Manifest „Vom Sinn der Kirche“ (1923) ist als eine begeisterte Vision zu verstehen, als Predigt oder als mitreißende Rede, nicht als fachtheologische Untersuchung, nicht als „Ekklesiologie“; Kirche ist mehr gesucht und beschworen als vorgefunden; sie ist für ihn nicht die mächtige und prächtige Institution, sondern innere Lebensmacht, ordnend und Halt gebend, das Gegengewicht gegen Schwermut, Zweifel und Zerrissenheit; vielleicht unterwirft er sich bewußt und allzu angestrengt. Wohl spricht er gegen Subjektivismus, aber nicht gegen das Subjekt – und ebenso gegen das kalte Kirchentum; er spricht sogar von der „Tragik der Kirche“, in der wohl Christus lebe, aber als Gekreuzigter. Bei aller Hinwendung zur Kirche vergißt Guardini nicht den Protest, der sich etwa in seiner Nähe zu „Hochland“ oder in seinem Einsatz für „Quickborn“ ebenso zeigt wie in den Briefen an Josef Weiger; er erinnert sich der „liberalen Art“, die ihm im Blut stecke, besonders vom Vater her (Briefe 93 im Juli 1923 u. ö.); er bleibt unbeirrbar ein einzelner.

„Katholische Weltanschauung“ – „die Wahrheit“

Was der Titel von Guardinis Antrittsvorlesung in Berlin „Vom Wesen katholischer Weltanschauung“ bedeutete, ist uns heute, nach 85 Jahren, nicht mehr ohne weiteres deutlich; was hat er aus diesem Auftrag gemacht? Daß er sich früh mit dem Phänomen Rundfunk beschäftigt¹⁷, wäre nicht viel, ebensowenig, daß er viel liest, auch moderne Literatur, Thomas Mann zum Beispiel. Eher überrascht, daß er eine beträchtliche Sammlung von Märchen aus aller Welt aufbaut oder daß er sich gut mit Kriminalromanen auskennt: Offenbar fesselt ihn die Verschlüsselung eines Problems im Krimi, die Kunst, wie Spannung aufgebaut wird oder gar die fremde Welt des Dunklen, Bösen, bei aller Distanz.

Tiefer greift, daß er, in der Münchener Zeit, ungefähr alle 14 Tage ins Kino geht, am liebsten in der Schwabinger Occamstraße, und daß er ein scharfes Urteil hat: Cecil de Milles „Zehn Gebote“ (1956) findet er furchtbar, von „Rashomon“ (1950) ist er „tief berührt“, „Lili“ (1953) erscheint ihm reizend. Zieht ihn die in Bild und Bewegung gesetzte Symbolisierung des Lebens an? Sein Vortrag über Film als Kunst an der Universität München 1953 zeigt, daß er das Phänomen wenigstens wahrnimmt. „Photographie und Glaubenszweifel“ (1953) befaßt sich mit der Fernsehübertragung der heiligen Messe: ablehnend, denn er findet die religiöse Scham verletzt¹⁸.

Er kennt sehr früh (seit 1918) die Psychoanalyse Sigmund Freuds – noch die Rede in der Münchener Universität zum 100. Geburtstag Freuds 1956 bezeugt es. C. G. Jungs Spuren sind in den Dante-Arbeiten und in den „Theologischen Briefen an einen Freund“ zu finden.

Wirklich wichtig ist, daß Guardini von Max Scheler bereits um 1906 in Beuron erfährt, ihn später in Bonn persönlich kennenlernt und von ihm die entscheidende Anregung für seine Vorlesungen erhält; er bewahrt ihm trotz Schelers Abwendung vom Katholischen sein Leben lang Dankbarkeit. Die Bekanntschaft mit Martin Buber oder die Freundschaft mit Martin Heidegger bleibt eher am Rand¹⁹.

Guardinis Berliner Programm der katholischen Weltanschauung bedeutet, neben der Einführung in christliche Grundbegriffe, vor allem das Interpretieren der großen Dichter, darin eingeschlossen das Werten von *seiner* Wahrheit aus. Die Schule des Hörens wird ernst genommen und hat ihr Ziel im Horchen auf die biblische Offenbarung: das Nicht-Verstandene ruft und läßt Raum für das Antwort-Versuchen.

Er beginnt mit Dostojewskij²⁰ – in den 20er Jahren ein modischer Autor; er sage alles in der Dialektik seiner Gestalten, was die Interpretation herausfordert; in den erzählten Schicksalen ereigne sich ein Aufleuchten Gottes. Guardini ist tief beteiligt, denn er findet hier die „Existenzsituation des neuzeitlichen Menschen“, die „Gottlosigkeit“, die Angst als Numinosum, auch die Psychoanalyse und den Bolschewismus, das Nichts in den „Dämonen“, in allen Figuren Dostojewskijs das Chaos, im „Idiot“ freilich Christus als Gegenpol. In all dem erprobt Guardini Kierkegaards „indirekte Mitteilung“ des Religiösen – ein Modell der Weitergabe des Glaubens, das den längeren Weg durch die Welt der großen Dichtung auf sich nimmt, wozu es viel Geduld braucht.

Nach den Büchern über Pascal und über Augustinus²¹ wagt sich Guardini an Hölderlin, den „zu religiösem Dienst gerufenen Seher“ aus „Berührung, Vision, Auftrag zu Botschaft“, der sage, „wie ihm die Welt, der Mensch und das Göttliche erscheinen“. Es geht Guardini „nicht um das, was war, sondern um das, was ist“, also nicht um Literatur- oder Geistesgeschichte, auch nicht um Philosophie, sondern eben um katholische Weltanschauung, freilich in großem Stil: Er entwirft an Hölderlin eine Elementar-Lehre der religiösen oder numinosen Erfahrung, die umwandelnde Kraft im ekstatischen „dionysischen Augenblick“ entfaltet. Er entwickelt an ihm das „seherische Phänomen“, das „Offenwerden“ der Dinge, das er bei Dante am eindrucklichsten ausgearbeitet findet. Bei Hölderlin bekomme der Gottesgedanke neue, „gleichsam unkontrollierbare Kraft“, der elementare Vorgang wird nachvollzogen, wie ein Mensch das Göttliche erfährt.

Ein herberer Guardini erscheint, weniger eingängig, weil weniger geläufig-christlich; er sagt, was ihm strenger dogmatisch zu formulieren nicht möglich war. Die Darstellung der Voraussetzungen des Glaubens im geduldigen Lesen und Interpretieren, nachprüfbar für andere Leser Hölderlins, soll die eigene Aktivität aufwecken, ohne die das langsame Wachsen der Überzeugung nicht sein kann.

Die Auseinandersetzung Guardinis mit Rilke hatte sich lange vorbereitet, schon im Hölderlin-Buch, ja sogar in „Der Engel in Dantes Göttlicher Komödie“ (1937). Die „Duineser Elegien“ und „Die Sonette an Orpheus“, darin aber die Veränderungen in der Wahrnehmung und Benennung des Göttlichen, interessieren ihn; das gesamte Werk und die Briefe werden vorausgesetzt²². Wieder steht die numinose Erfahrung, vor allem als auf die Engel bezogene, im Mittelpunkt. Nach der Anstrengung des Rilke-Buchs, die ihn ungeduldig macht und ihn über die eigene Verwandtschaft mit dem Dichter nachdenken läßt, kann er bei der Interpretation des Fragments: „Laß dir, daß Kindheit war“ wieder versöhnlicher über Rilke urteilen.

Die Katholiken sind Guardini kaum gefolgt auf seinem Weg durch die Landschaften der genannten Dichter, besonders Dantes²³, aber auch Raabes, Mörikes, Gerard Manley Hopkins'. Er ist einsam geblieben, auch in diesem großen Projekt der katholischen (später: christlichen) Weltanschauung. Er geht durch die Weltanschauungen der Dichter und Philosophen – und verliert nicht *seine* Wahrheit aus dem Auge. Er hat bei dem verehrten Lehrer Wilhelm Koch in Tübingen das hohe Ethos der Wahrheit gelernt – zur Entkräftigung des Vorwurfs gegen die Katholiken, sie nähmen es mit der Wahrheit nicht allzu genau, an dem sich schon John Henry Newman abarbeitete.

Guardini nähert sich der Wahrheit aber nicht direkt und definierend wie ein Dogmatiker, sondern eben in der Brechung durch „Weltanschauung“, als ob er vor Augen hätte, daß sie nicht beweisbar ist. Er umkreist *seine* Wahrheit in geduldigen Interpretationen, meditiert sie wie die Gestalt Jesu, des Christus, in dem weitverbreiteten Buch „Der Herr“ (1937). Er spürt den dunklen Rändern der religiösen Erfahrung und der überrationalen Gewißheit des mystischen Impulses nach, immer auf der Suche nach der Glut des Glaubens, weit über die kalte Richtigkeit der Orthodoxien hinaus. So kann er schreiben, er habe „die Wahrheit zum Leuchten“ bringen wollen, ja: „Manchmal ... war mir zumute, als ob die Wahrheit wie ein Wesen im Raum stünde“ (Berichte 110).

Aber es bleibt die Spannung zwischen „Wahrheit“ und relativistisch klingender „Weltanschauung“. Guardini hält beide fest, riskiert das Auseinanderreißen in seiner Existenz; er verharret in der Schau der Welt, statt in der Aktion Lösungen zu suchen, versteht Weltanschauung ethisch, als Aufgabe des Veränderns, wagt die große Bejahung der Welt, und zwar als Christ, der unerschütterlich von Offenbarung und Glauben ausgeht.

Die vielen Bücher – die Fragen, das Schweigen

Von den vielen Büchern spricht Guardini selber²⁴, erklärend und fast entschuldigend – und deutet an, ironisch lächelnd, daß sie nicht das Eigentliche darstellten; nur von Büchern und Schriften aus, nur literarisch hat er sich nie verstanden – die Arbeit für Quickborn und Rothenfels, die Vorlesungen und Sprechstunden in Berlin, die er sehr ernst nahm, zeigen den unmittelbaren Guardini.

Über die Bücher hinaus geht schon, daß er zunehmend auf seine Träume achtet; es mag mit der Psychoanalyse oder mit dem inneren Chaos, das zum künstlerischen Schaffen gehöre, zusammenhängen. So setzt er, geradezu programmatisch, das Traum-Fragment vom „Paß-Wort“ (1.8.1964) an den Anfang der „Berichte über mein Leben“. Er schreibt: „Mit der Zeit versteht man auch aus eigener Erfahrung, wie wichtig Träume sind. In ihnen redet jenes Innere, das besser weiß, wie es um den Gang des eigenen Lebens steht, als der Verstand“ (26.3.1954)²⁵.

Guardini hat sich als innerlich „nordisch“ empfunden, d. h. eingeschlossen, unter Druck, aber widerstehend; im Mörike-Buch zieht ihn „dieser dunkle Blick“ an²⁶. Dahinter steht die Ahnung des Abgründigen, die Angst: vor dem Vergehen der Zeit („das furchtbare Vergehen des Lebens“), vor dem Chaos (Tgb. 23. 8. u. 1.11.1953), vor den Erinnerungen; deswegen muß er die Gegenwart beschwören. Es gibt den beseelten Augenblick, danach aber die Leere, die Einsamkeit (Tgb. 2.8.1953; 21.3.1954); gegen den Sog der Leere gilt es beständig zu kämpfen. Die Wurzel des vielen Schreibens und Redens, der Rastlosigkeit, von der er selber spricht, liegt vielleicht hier; wie wenn er das Nichts erführe, die Bedrohung durch den Nihilismus, der ihm von Nietzsche her vertraut ist²⁷. Das Abweisende und Unnahbare am späten Guardini ist oft empfunden worden; er schützt sich, gerade weil er übersensibel empfindet.

Der Kern von Guardinis Denken liegt in einem Gebiet hinter der Theologie, in grundsätzlicheren, einfacheren Fragen. Den üblichen Theologiebetrieb beurteilt er durchaus kritisch: „wie eine riesige Wucherung auf dem Leben der christlichen Botschaft“²⁸. Er will die göttliche Gegenwart spüren (Tgb. 20.12.1953); das Höchste scheint ihm, von Gott zu erzählen (1.1.1954); er sucht die Berührung des Nicht-zu-Sagenden; immer wieder staunt er vor dem Unbegreiflichen (12.4.1954). Was die meisten Theologen stillschweigend voraussetzen, das gerade geht ihn an: die Grundvollzüge des zu glauben versuchenden Menschen; das Wahrnehmen der „Heiligen Zeichen“ (1927); wie man Rosenkranz betet (1940; „Der Rosenkranz ist etwas sehr Einfaches; so müßte man von ihm auch in der Sprache der Einfachheit sprechen“); überhaupt, wie Beten geht („Vorschule des Betens“, 1943) und vieles andere²⁹.

Mit der Wahrheit meint er die *Offenbarung*, die Erfahrung oder Erleuchtung, den Blitz der Erkenntnis bei der Bekehrung Augustins; das umwerfende Erlebnis Blaise Pascals in der Nacht des „Mémorial“, nach der nur noch Schweigen kommen kann. Dazu gehört, fast befremdlich, wie Romano Guardini am 80. Geburtstag in der Münchener Universität von „Wahrheit und Ironie“ spricht. Er zieht eine Bilanz seiner Lebensarbeit, deren Eigentliches in der platonischen Ironie vorgezeichnet sei. Von dem mächtigen Wahrheitserlebnis könne Platon, der Künstler und Weise, nur „ironisch“ schreiben. Er erzählt von Sokrates, seinem Lehrer, der unermüdlich fragt, weil er ja selber nichts wisse, also auch kein Lehrer sein könne: weil die Erfahrung der Wahrheit zwar da ist, der Mensch sie aber nicht zulänglich fassen

könne. Deswegen sei alles Reden und Schreiben von der Wahrheit zu wenig, komisch, höchst lächerlich³⁰.

Auch deswegen betont er den „unsichtbaren Fahrplan“, das einfach im Moment Geforderte, das Situative, die „Absichtslosigkeit“, zuletzt in seiner Ansprache am 70. Geburtstag: „Warum so viele Bücher?“ Er sagt: „Mir hat immer sehr eingeleuchtet, was die alte chinesische Weisheit lehrt: das Hinderlichste im Geistigen seien Absichten; je reiner die Absichtslosigkeit, desto stärker die Wirkung.“³¹ Damit ist noch einmal das Programm seines Schreibens, die Einfachheit betont.

Zuletzt, nach dem vielen Reden und Schreiben, stehen Fragen. Guardini hat eine Mappe hinterlassen, nach seinem Tod veröffentlicht als „Theologische Briefe an einen Freund“ (1976): an Josef Weiger. Die eigentliche Überschrift, von ihm selber vorgesehen, heißt: „Inbegriff der Offenbarung“. Der Freund der späten Jahre, Helmut Kuhn, berichtet von einem Telefongespräch im Mai 1963³²: es sei ihm, Guardini, klar geworden wie noch nie, „worum es in der Theologie geht“. Es geht um die Frage, wie Gott überhaupt etwas Endliches schaffen könne; oder um ein völlig neues Ernstnehmen der Welt: um Gottes Schmerz an der Welt, sein Leiden am Bösen – „Warum, Gott, zum Heil die fürchterlichen Umwege, das Leid der Unschuldigen, die Schuld?“ Es geht um das „Schwinden der religiösen Erfahrung“; um das Jüngste Gericht, das eigentlich das Offenbarwerden der Geschichte bedeute; um die Möglichkeit zu glauben in der modernen Welt: Gott fordere den Menschen geradezu auf zum Fragen. 1966, bereits schwerer Krankheit abgerungen, sein letztes Wort, seine Antwort auf die Fragen: „Was ist also zu tun? Ich habe darüber nachgedacht, ob ein Wort zu finden wäre, in welchem sich die richtige menschliche Haltung ausdrückte, und habe ein einziges gefunden: das Vertrauen. ... Auf Den, der die Welt geschaffen hat, sie erhält und sie in einem letzten Sinn regiert.“

Das Äußerste ist das Eingehen ins Schweigen – Lehre jenseits der Worte für seine Hörer und Leser; Guardini hat es zu erleiden wie ein moderner Mystiker. Aus einem trotz rastloser Arbeit und vieler Berühmtheit stillen Leben, aus der manchmal beklagten Vereinsamung, aus der als Symptom verstandenen Schwerhörigkeit und dem Vergessen der laufenden Ereignisse, auch zuletzt dem Vergessenwerden, aus dem Überwältigtwerden durch die Dunkelheit – Schmerzen, Depressionen, Krankheit – erhebt sich das Hören. Dem jungen Kaplan, der ihm die Kommunion bringt, zeigt er eine Reproduktion zweier Posaune blasender Gerichtsenkel (katalanisch, 12. Jh.) und sagt: „Schau dir diese Augen an! Sie rufen mich!“³³ Er hört sich gerufen und antwortet mit seinem Leben. Es ist der letzte Ernst, als ob, wie Reinhold Schneider 1952 an Guardini schreibt³⁴, „das geheime Erdbeben“ und die „antwortlosen Fragen“ zur Ruhe gekommen, das Verschweigen der Tiefen gestillt und die „Unbegreiflichkeit unseres Glaubens“ angenommen wären.

ANMERKUNGEN

¹ Vgl. E. Biser, Wer war Romano Guardini, in dieser Zs. 303 (1985) 435 ff.

² „Ich fühle, daß Großes im Kommen ist“. Romano Guardinis Briefe an Josef Weiger 1908–1962, hg. v. H.-B. Gerl-Falkovitz (Ostfildern 2008), im Text zitiert mit Briefe.

³ R. Guardini, Berichte über mein Leben. Autobiographische Aufzeichnungen, hg. v. F. Henrich (Düsseldorf 1984), im Text zitiert mit Berichte.

⁴ R. Guardini, Wahrheit des Denkens u. Wahrheit des Tuns: Notizen u. Texte 1942–1964, hg. v. F. Merserschmid (Paderborn 1980) 26. 11. 1954, zitiert im Text mit Tgb.

⁵ H.-B. Gerl, Romano Guardini. 1885–1968. Leben u. Werk (Mainz 1985) 43 ff. berichtet von drei verschiedenen Bearbeitungen des Erlebnisses: 1917, 1955, 1963.

⁶ Vgl. Tgb.: „Trigeminus-Neuralgie: sozusagen reiner Schmerz“ (11.9.1959), Asthma (30.5.1953), das Kommen einer Depression (1.6.1953), Selbstunsicherheit: „Unter all meiner scheinbaren Selbstverständlichkeit sitzt die Angst des Versagens“ (28.6.1953); vgl. Berichte: Über die Angst und Erregung in den Berliner Vorlesungen, die vermutlich seine starke Wirkung hervorrief (49f.).

⁷ Lucie Christine, Geistliches Tagebuch (1870–1907), hg. v. A. Poulain, übersetzt v. R. Guardini (Düsseldorf 1921), es ist dem Andenken von Josephine Schleußner gewidmet.

⁸ „Ich habe es als Gnade empfunden, vor Jahren die Tagebuchaufzeichnungen von Lucie Christine übersetzen zu dürfen“: R. Guardini, im Nachwort zu F. Klein, Madeleine Sémer. 1874–1921 (Mainz 1929) 253–287; über „Einfachheit“ vgl. Briefe 91; über Guardinis „*philosophia secundum modum simplicitatis*“: J. Pieper, Guardinis gewaltlose Revolution, Ansprache zur Verleihung des Romano-Guardini-Preises in München am 29.3.1981, in: zur debatte 11 (1981); J. P. de Caussade, Ewigkeit im Augenblick, eingeleitet von R. Guardini (Freiburg 1940) 1–20. Zu „Mystik im Leben Guardinis“, Berichte 106: „In den Sommer 24 fällt eine religiöse Erfahrung, über die ich eigentlich ausführlich berichten müßte.“; Tgb. 4. Advent 1953: „und alles war – ja es war voll. Gegenwart war da in allem“.

⁹ D. Langner, Schauen im Glauben (Würzburg 2008).

¹⁰ R. Guardini, Über das Wesen des Kunstwerks (Mainz 2005) bringt eine Auswahl kleinerer Arbeiten zur Kunst; vgl. auch Tgb. 11. 10. 1953.

¹¹ Maria Knoepfler zum Gedächtnis, übernommen in: Begegnungen in Mooshausen. Romano Guardini, Maria Knoepfler, Maria Elisabeth Stapp, Josef Weiger, hg. v. H.-B. Gerl, E. Prégardier u. A. Wolf (Weisenborn 1989) 70–79.

¹² Zu den Freunden sind noch zu zählen: der Historiker Philipp Funk (1884–1937) und der Historiker und Schriftsteller Herman Hefele (1885–1936). Hierher gehören die Verletzungen des sensiblen Guardini: neben dem frühen Tod von Freunden die Ablehnung von Seiten der Diözese Mainz; die Modernismus-Krise, von der W. Frühwald berichtet, in: Christliche Weltanschauung. Wiederbegegnung mit Romano Guardini, hg. v. W. Seidel (Würzburg 1985) 51, A. 32: Guardini habe unter der Modernismus-Krise und am Antimodernisten-Eid lebenslang gelitten. Zu Modernismus und Guardini: O. Weiß, Der Modernismus in Deutschland. Ein Beitrag zur Theologiegeschichte (Regensburg 1995) 535–540; ders., Kulturen, Mentalitäten, Mythen. Zur Theologie- u. Kulturgeschichte des 19. u. 20. Jahrhunderts (Paderborn 2004) 477–507.

¹³ Zur Schwermut der späteren Jahre, Tgb. 25.9.1954: „daß ich in der Gestalt der jetzt werdenden Welt nicht leben kann. ... Aber es ist ein beständiger Schmerz ... zu sehen, wie ein ungeheurer Apparat alles das zerstört, was ich liebe.“

¹⁴ R. Guardini, Vom Sinn der Kirche (Mainz 1923), zuerst als Guardinis erster Hochland-Aufsatz „Das Erwachen der Kirche in der Seele“, Hochland (1922) 257–267; vgl. F. Marc, Die „Wilden“ Deutschlands, in: Der Blaue Reiter, hg. v. W. Kandinsky u. F. Marc, Neuausgabe von K. Lankheit (München 1965) 30; dazu A. Goergen, Zum Konzept der Landakademie Rattenbach, in ders., Glaubensästhetik. Aufsätze zu Glaube, Liturgie u. Kunst (Münster 2005) 33.

- ¹⁵ R. Guardini, Der religiöse Gehorsam, in: *Pharus. Katholische Monatsschrift für Orientierung in der gesamten Pädagogik* 7 (1916) H. 2, 737–744 (übernommen in: ders., *Auf dem Wege. Versuche*, Mainz 1923, 9–18); „Weg“ bedeute „Suche“, sagt das Geleitwort; das Inhaltsverzeichnis bezeichnet alle Aufsätze des Bands, bis auf den letzten, „Ein Gespräch vom Reichtum Christi“, als „Ein Versuch über ...“.
- ¹⁶ Die „Jugendbewegung“ ist damals umkämpft; in: *Kirche u. Wirklichkeit. Ein katholisches Zeitbuch*, hg. v. E. Michel (Jena 1923) steht nach dem Aufsatz R. Guardinis, *Die Sendung der katholischen Jugend*, 167–179, der von A. Mirgeler, *Jugendbewegung vor dem Ende. Eine Abrechnung mit Romano Guardini u. dem Quickborn*, 180–185.
- ¹⁷ R. Guardini u. A. H. Berning, *Rundfunk. Zwei Briefe*, in: *Die Schildgenossen* 6 (1926) 164–171 (die für Guardinis neue Erfahrung stehen, ohne unmittelbares Ich – Du, technisch vermittelt zu reden).
- ¹⁸ R. Guardini, Überlegungen zum Problem des Films, in: *Hochland* (1953) 389–405; ders., *Photographie u. Glaubenszweifel*, in: *Apparatur u. Glaube. Überlegungen zur Fernsehübertragung der heiligen Messe*, hg. v. R. Guardini u. a. (Würzburg 1955) 7–27.
- ¹⁹ Gerl (A. 5) 133, 359f.; M. Buber, *Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten*, hg. v. B. Schaeder (Heidelberg 1973) Bd. 3, v. 3.5.1951: „Guardini dürfte beeindruckt, aber nicht direkt beeinflusst gewesen sein, ich möchte sagen, er fand seine eigenen Gedanken bei mir bestätigt und weiter entwickelt“; zu M. Heidegger: *Tgb.* 2./4.3.1958.
- ²⁰ Im Sommer 1930 in einer Vorlesung, erschienen als: *Der Mensch u. der Glaube. Versuche über die religiöse Existenz in Dostojewskijs großen Romanen* (Leipzig 1932); R. Guardini, *Religiöse Gestalten in Dostojewskijs Werk. Studien über den Glauben* (München ⁵1964).
- ²¹ R. Guardini, *Christliches Bewußtsein. Versuche über Pascal* (Leipzig 1935); ders., *Die Bekehrung des heiligen Aurelius Augustinus* (Leipzig 1935); ders., *Hölderlin. Weltbild u. Frömmigkeit* (Leipzig 1939).
- ²² Vgl. R. Guardini, *Zu Rainer Maria Rilkes Deutung des Daseins. Eine Interpretation der zweiten, achten u. neunten Duineser Elegie* (Berlin 1941), wo Rilke noch durchaus positiv gesehen ist, verglichen mit dem *Tgb.* 5.9.1953 u. 25.9.1953: „der Rilke in mir selbst“; R. Guardini, *Rainer Maria Rilkes Deutung des Daseins. Eine Interpretation der Duineser Elegien* (München 1953); „Laß dir, daß Kindheit war...“. *Interpretation eines Elegienfragments Rainer Maria Rilkes*, in: R. Guardini, *Sprache – Dichtung – Deutung* (Würzburg 1962) 35–72.
- ²³ Zu Dantes Werk: L. Wachinger, *Romano Guardinis Dante-Interpretation*, in: *Deutsches Dante-Jahrbuch* 79./80. Bd. (2005) 243–268.
- ²⁴ R. Guardini, *Warum so viele Bücher? Rechenschaft über die eigene Schriftstellerei, am siebzigsten Geburtstag vor Freunden*, in: ders., *Stationen u. Rückblicke* (Würzburg 1965).
- ²⁵ Über Träume häufig im *Tgb.*: 24.6.1953 (vom Vater); 1.8.1953 („das innere Chaos“); 13.11.1953 („Le cygne parle“); 9.1.1954 (von Verlusten); 3.5.1964.
- ²⁶ R. Guardini, *Gegenwart u. Geheimnis. Eine Auslegung von fünf Gedichten Eduard Mörikes* (Würzburg 1957) Vorbemerkung.
- ²⁷ *Tgb.* 11.3.1954: Über Liturgie, religiöse Erfahrung und Nietzsches Nihilismus; vgl. dazu B. Welte, *Das Licht des Nichts. Von der Möglichkeit neuer religiöser Erfahrung* (Düsseldorf 1980).
- ²⁸ *Tgb.* 5.4.1964; ähnlich 3.5.1964; *Briefe* 73: das Dichterische sei ihm wichtig; er sieht sich nicht als Gelehrten. Ähnlich *Briefe* 81: „Was soll ich unter den Wissenschaftsfabrikanten?“; vgl. *Tgb.* 11.10.1953.
- ²⁹ Vgl. den Bericht B. Neunheusers, in: Gerl (A. 5) 124 über den betenden Guardini.
- ³⁰ R. Guardini, *Wahrheit u. Ironie*, in: ders., *Stationen u. Rückblicke* (A. 24) 41–50.
- ³¹ *Ebd.*, 23–34.
- ³² Nach B. Gerner, *Romano Guardini in München. Beiträge zu einer Sozialbiographie*, Typoskriptdruck 1998, Kap. 15.
- ³³ Persönliche Mitteilung von Pfarrer W. Hutterer.
- ³⁴ Vgl. F. Messerschmid, *Romano Guardini*, in: *Person u. Bildung. Gibt es ein Erbe Romano Guardinis*, *Rothenfelser Schriften* 4 (1978) 31–40.